

Guido Kniessel

# Der Probant

Thriller

1. Auflage 2016  
Copyright © 2016 Guido Kniessel

Alle Rechte vorbehalten.

Guido Kniessel  
c/o Papyrus Autoren-Club  
R.O.M. Logicware GmbH  
Pettenkoferstr. 16-18  
10247 Berlin

[www.guidokniessel.de](http://www.guidokniessel.de)  
[guido@kniessel.de](mailto:guido@kniessel.de)

Originalausgabe erschienen 2011 im KBV-Verlag  
[www.kbv-verlag.de](http://www.kbv-verlag.de)

Cover-Design: Ralf Kramp  
unter Verwendung von:  
© Spectral-Design - © codrin - © XtravaganT -  
[www.fotolia.de](http://www.fotolia.de)

Lektorat: Volker Maria Neumann, Köln

CreateSpace Independent Publishing Platform  
ISBN 978-1-53528-700-5

Für Heike, Dario und Pia



## TEIL I

*Ich weiß nicht, ob es besser wird, wenn es anders wird.  
Aber es muss anders werden, wenn es besser werden soll.*

G. C. Lichtenberg



## 1. Kapitel

Der brutale Fausthieb ließ die Hilfeschreie des jungen Mädchens abrupt verstummen. Der Schlag traf sie so unglücklich, dass sie sich tief in ihre Zunge biss.

»Du kleines, süßes Luder«, lallte er und leckte mit seiner wulstigen Zunge das Blut von ihrer zarten Haut, zuerst von ihrem Kinn und dann weiter an ihrem Hals entlang. Er drückte das wehrlose Geschöpf so fest gegen die Tür des Hauseingangs, dass sie glaubte, ersticken zu müssen.

»Jetzt zeig ich dir, was'n guter Fick ist«, stöhnte er ihr ins Gesicht, während er versuchte, die Knöpfe seiner Jeanshose zu öffnen.

Der Geruch von Alkohol und Zigaretten, der über seinen übel riechenden Atem in ihre Nase kroch, drehte ihr den Magen um. Verzweifelt versuchte sie, ihre Beine zusammenzupressen, aber gegen diese rohe Gewalt hatte sie nicht die geringste Chance. Sie spürte, wie er an ihrer Hose zerrte, wie seine gierigen Finger zwischen ihre Beine griffen.

»Nein, bitte ... bitte machen Sie das nicht«, flehte sie. Die Todesangst, die sie fesselte und zu erdrücken drohte, presste erneut Schreie aus ihrem zitternden Körper.

»Halt die Fresse, du Schlampe«, keuchte er aus seinem stinkenden Maul.

Das blonde Mädchen schluchzte und weinte. Noch fester drückte er sie jetzt gegen die Tür des Hauseingangs. Fast hätte sie diese Enge bewusstlos werden lassen, aber als sie das harte Ding an ihrem Unterleib spürte, zuckte sie zusammen, als ob ein Blitzschlag ihren Körper durchfahren hätte.

Als er das Zucken bemerkte, legte sich ein dreckiges Grinsen auf sein Gesicht, das mit Speichel und ihrem Blut verschmiert war. »Langsam kommst du wohl auch in Fahrt, Süße«, sabberte er, während er umständlich an seinem steifen Glied herumfum-

melte.

Verzweifelt versuchte sie sich nochmals zu wehren, aber die ungeheure Kraft hielt sie bewegungsunfähig, als sei sie an Händen und Füßen an die Tür genagelt worden.

»Hey, du Sackgesicht, lass das Mädchen in Ruhe!«

Jetzt zuckte *er* zusammen. Sie spürte, wie sich die Umklammerung etwas lockerte. Oder bildete sie sich das nur ein? Hatte sie vielleicht gar nichts gehört? War das nur ein Wunschgedanke, weil sie einfach nicht glauben wollte, was da gerade mit ihr passierte? Mit letzter Kraft schrie sie erneut. Ihre geschwellenen Augen schrien ebenfalls. Ihr ganzes Gesicht schrie in panischer Todesangst.

»Du alte Drecksau, nimm deine perversen Griffel von dem Mädchen«, drangen erneut Worte in ihr Bewusstsein.

Dann hörte sie ein dumpfes Krachen. Und wieder ein Stöhnen. Aber diesmal schien es nicht durch diese widerliche Geilheit verursacht, sondern durch Schmerz. Und wieder roch sie den abscheulichen Gestank, der aus seinem Inneren drang und sie zum Würgen brachte. Sie spürte, wie sein Körper für einen Moment wie ein schwerer Sack auf ihr lastete, dann aber wieder an Spannung gewann und sich aufrappelte. Der Augenblick war kurz, aber lange genug, damit sie ihre Chance erkennen konnte. Es war keine bewusste Überlegung, sondern ein uralter Reflex, der sie jetzt steuerte. Es war der archaische Impuls zur Flucht.

Sie zwängte sich zwischen dem ekligen Etwas und der Hauswand hindurch und rannte. Sie rannte wie von Sinnen. Sie wollte dabei schreien und um Hilfe rufen, aber ihre Kehle war wie zugeschnürt. Sie rannte weiter durch die Nacht, während die Todesangst Tränen aus ihr herauspresste; aber bald mischten sich Tränen der Erleichterung darunter – es war, als ob sie unter großen Schmerzen ein zweites Mal geboren wurde.

Das Blut, das allmählich unter Paul Amons Hinterkopf auf

den Pflastersteinen des Bürgersteigs hervortrat und seinen Nacken wärmte, brachte ihn kurze Zeit später wieder in einen wachähnlichen Zustand. Wie ein Boxer, der gerade ausgezählt wird, versuchte er sich immer wieder aufzurappeln, sackte aber jedes Mal keuchend aus dem Vierfüßlerstand in sich zusammen. Nach unzähligen Versuchen stand er schließlich wacklig auf den Beinen. Im selben Augenblick, als er über diesen Vorfall laut fluchte und torkelnd seinen Heimweg fortsetzte, hatte er bereits schon wieder vergessen, dass er soeben das junge Mädchen vor diesem perversen Schwein gerettet hatte. Der harte Aufprall auf den Plastersteinen, als er bei dessen Flucht nach hinten getaumelt war, hatte auch noch die letzten Erinnerungen aus seinen vom Alkohol aufgeweichten Zellen geschüttelt; nur dieser eine durchdringende Augenblick – diese entsetzliche Todesangst in dem schreienden Mädchengesicht – hatte sich als isolierte Erinnerung hartnäckig eingenistet und begann bereits im Verborgenen unter seiner Schädeldecke zu brodeln.

Als er nach mehreren Versuchen endlich mit dem Schlüssel in das Schlüsselloch seiner Wohnungstür traf, stieß er mehrmals ein lautes »Jaaaahh!« aus, das durch den Treppenaufgang der fünf Stockwerke des Berliner Altbaus nach unten hallte. Ohne die Schnürsenkel zu öffnen, zwängte er sich umständlich aus seinen Turnschuhen, schwankte in die Küche, riss einer Flasche Scotch den Korken aus dem Hals und trank direkt aus der Flasche. Der Whisky quoll ihm dabei aus dem Mund, rann über sein Gesicht, lief an seinem Hals entlang und versickerte in dem blutgetränkten Kragen seines Hemdes.

Im Badezimmer zog er seine Jeanshose aus, riss sich das Hemd vom Leib und warf es in die Badewanne. Wie von Geisterhand gesteuert griff er nach der elektrischen Zahnbürste und putzte sich apathisch die Zähne, bis ihm das Gerät aus der Hand glitt und ins Waschbecken knallte, wo es surrend liegen blieb.

Dann wusch er sich sogar noch die Hände und das Gesicht, zumindest versuchte er es, während er mit einem zugekniffenen Auge stumpfsinnig auf die verschwommene und blutverschmierte Fratze im Spiegel glotzte.

Benommen schleppte er sich an den Wänden des Flurs entlang und entledigte sich dabei nach und nach seiner restlichen Kleidungsstücke. Im Schlafzimmer angekommen, riss er ein Fenster auf und warf einen seiner Socken und seine Unterhose hinaus. Wie ein Sack lag er nackt über der Fensterbank und verfolgte mit einem irren Gekicher, wie die Kleidungsstücke in der Dunkelheit verschwanden. Immer weiter beugte er sich nach vorn. Seine Füße baumelten bereits einige Zentimeter über dem Fußboden, als das grell aufblitzende Blaulicht und die Sirene eines vorbeirasenden Notarzwagens ihn davon ablenkten, dem Fall seiner Unterwäsche weiter zu folgen. Seltsam grunzend drehte er sich vom Fenster weg und steuerte sein Bett an. Er nahm nicht mehr wahr, wie der Wagen mit hochjaulendem Motor abrupt seine Geschwindigkeit drosselte und kurz darauf zum Stillstand kam. Er sackte aufs Bett und verlor augenblicklich den letzten, minimalen Rest an Bewusstsein, der noch in seinem besoffenen Hirn übrig geblieben war.

## 2. Kapitel

Zur selben Zeit, als Paul Amon volltrunken ins Bett sackte, erwachte in den Kellerräumen des Privat Instituts für Hirnforschung in Berlin-Adlershof eines der Versuchstiere. Mit weit aufgerissenen Augen starrte der Schimpanse durch die Gitterstäbe des geräumigen Käfigs in den Laborraum, der zu dieser späten Stunde nur noch durch eine Notbeleuchtung in ein schwaches Licht getaucht war. Es gab in dem Raum nichts Besonderes, was die Aufmerksamkeit des Tieres verdient hätte. Außer dem altbekannten, monotonen Surren der Kühlaggregate waren keinerlei Geräusche zu hören. Nichts bewegte sich. Trotzdem begann das Tier plötzlich zu kreischen, als ob es bei lebendigem Leib verbrannt würde.

Genauso plötzlich verstummte der Schimpanse nach einer knappen Minute wieder und schloss die Augen. Kurz darauf presste er beide Handflächen gegen die geschlossenen Lider und verharrte noch einige Zeit regungslos in dieser Position, bis er völlig unvermittelt wie von Sinnen durch den Käfig hetzte. Er kreischte jetzt noch irrer als zuvor, warf immer wieder ruckartig den Kopf zurück, als ob er verfolgt würde, wobei jedes Mal Speichel aus dem sabbernden Maul spritzte. Während er in panischer Angst davonrannte, knallte er immer wieder frontal gegen die Käfigstangen oder die hintere Betonwand, bevor er orientierungslos seine Richtung änderte.

Als er Minuten später keuchend auf dem Käfigboden verharrte, zeugte sein irrer Blick davon, dass der Spuk noch nicht vorbei war. Für einen winzigen Augenblick jedoch schien wieder so etwas wie Verstand in seinen Augen erkennbar zu sein. Zielgerichtet griff sich das Tier einen kräftigen, etwa daumendicken Ast, blickte das Stück Holz eine Weile nachdenklich an und stach dann wie vom Teufel besessen wild auf sein Gesicht ein. Zuerst schien sein Verhalten nicht sonderlich zielgerichtet zu

sein, bald wurde jedoch erkennbar, auf welches Sinnesorgan seine Attacke ausgerichtet war.

Zuerst stach sich der Menschenaffe das linke Auge aus. Ein markerschütternder Schrei hallte durch den Laborraum, als er den Ast wieder rauszog. Dann traf er auch das rechte Auge. Jetzt war er bereits so geschwächt, dass der Ast in der Augenhöhle stecken blieb. Kurz darauf sackte das Tier auf den blutverschmierten Kacheln des Käfigfußbodens in sich zusammen.

### 3. Kapitel

Nackt und leblos lag Paul über viele Stunden auf der harten Kaltschaummatratze, bis sein Gehirn wieder fähig dazu war, ein Bewusstsein zu erzeugen und ihn aus der Dunkelheit des Vergessens zurückholte. Als Erstes nahm er die Kälte wahr, die längst bis in den letzten Zipfel seines Körpers gekrochen war. Dann trafen ihn Kopfschmerzen wie wütende Hammerschläge. Seine Augen öffneten sich und zeichneten verschwommen die Umrisse des Schlafzimmers ab. Er registrierte, dass eines der beiden Fenster geöffnet war. Vereinzelt Schneeflocken drangen durch die Dämmerung. Er versuchte auszumachen, ob dies der Übergang vom Tag zur Nacht war oder umgekehrt.

Minutenlang blieb er noch benommen liegen, bis er schließlich aus dem Bett kroch und Richtung Küche taumelte. Im Flur erfasste ihn ein heftiges Schwindelgefühl. Um nicht zusammenzubrechen, musste er sich mit beiden Händen an der Wand abstützen. Er senkte den Kopf und schloss die Augen, um sich einen Moment zu sammeln, als plötzlich Erinnerungen aufblitzten, die ihn auf einen Schlag hellwach machten.

Eine flehende Stimme. Schreie. Immer wieder Schreie. Ein angstverzerrtes Gesicht ... in Todesangst!

Er riss die Augen auf.

Sein Puls raste.

So sehr er sich auch mühte, er war unfähig, diese abgehackten Fragmente zu einem sinnvollen Ganzen zusammenzusetzen. Was hatte dieses Gesicht mit ihm zu tun? Es schien noch so jung zu sein – ein Mädchen, vielleicht sogar noch ein Kind? Dieses Bild tobte in seinem Kopf und ließ ihn nicht mehr los.

Als er in der Küche zwei Ibuprofen aus der Verpackung drückte und sie mit Leitungswasser hinunterspülte, bemerkte er plötzlich etwas Ungewöhnliches an seinem Hinterkopf. Er kniff die Augen zusammen und tastete sich vorsichtig mit den von der

Kälte fast tauben Fingerkuppen an die Stelle heran, wo er etwas vermutete.

Eine mächtige Beule und verkrustetes Blut in den Haaren!

Er presste seine verschränkten Arme gegen den bleichen Oberkörper, gegen seine behaarte Brust, die blutleeren Hände unter den Achseln eingeklemmt. Es war nicht sein ausgekühlter Körper allein, der das Zittern jetzt noch verstärkte. Es war auch nicht der grässliche Kater und auch nicht der Filmriss. Diesmal war es noch etwas anderes. Es war diese quälende Unsicherheit – dieses unheimliche Gefühl, etwas Schreckliches getan zu haben, das ihn eiskalt erschauern ließ.

Krampfhaft versuchte er, sich zu konzentrieren und trotz der Kopfschmerzen und der nagenden Schuldgefühle seine Gedanken zu sortieren. Er zwang sich dazu, den Faden dort wieder aufzunehmen, wo das ganze Unglück gestern Nachmittag begonnen hatte; als er seiner in die Jahre gekommenen Hausärztin in die abschätzenden Augen geblickt hatte. Die wenigen Worte, mit denen sie die Besprechung der Untersuchungsergebnisse eingeleitet hatte, hallten jetzt wieder wie tags zuvor dämonisch in seinen Ohren. Paul krallte sich an dieser Erinnerung fest, in der Hoffnung, sich bis zu dem Ereignis vorhangeln zu können, welches ihm dieses schreckliche Bild in seinem Kopf begreiflich machen konnte ...

»Ihre Blutwerte sind besorgniserregend, Herr Amon, besonders Ihre Leberwerte sind bedenklich, äußerst bedenklich!«

Von einer Sekunde auf die andere hatte es ihm die Sprache verschlagen.

»Ich möchte nicht drumherum reden, vermutlich handelt es sich um eine Leberzirrhose ...«

Er hatte in das faltige Gesicht der Ärztin gestarrt und versucht, die Bedeutung der Worte, die ihre Lippen formten, zu verstehen.

»... Spenderorgan wäre eine Option ... ab sofort ist Alkohol absolut tabu ...« Die Ärztin nahm irgendwann einen kleinen, quadratischen Notizzettel vom Stapel auf ihrem Schreibtisch. »Ich schreibe Ihnen die Adresse eines Facharztes für Gastroenterologie auf. Er ist ein Spezialist für Hepatologie und wird weitere Untersuchungen vornehmen.« Sie hob langsam den Kopf und schaute ihm eindringlich in die Augen. »Haben Sie eigentlich schon mal darüber nachgedacht, psychologische Hilfe in Anspruch zu nehmen oder sich an eine Suchtberatung zu wenden?«

»Was ist mit meiner Lunge?«

»Es würde Ihnen helfen ...«

»Meine Lunge!«

»Ihre Lungenfunktion ist soweit in Ordnung, aber um sicher zu gehen, müsste ein Pneumologe ...«

Er saß regungslos und geistesabwesend auf dem harten Kunststoffstuhl und starrte auf ein Skelett, das in einer Ecke des Sprechzimmers zu Anschauungszwecken positioniert war.

Die Ärztin redete noch Minuten lang auf ihn ein, bis sie bemerkte, dass er längst nicht mehr zuhörte. »Ich kann momentan nichts mehr für Sie tun«, sagte sie schließlich, während sie von ihrem Stuhl aufstand. »Ich kann nur nochmals wiederholen: Es ist ernst, Herr Amon ... sehr ernst!« Sie streckte ihm den gelben Notizzettel entgegen.

Reflexartig griff er sich das Papier, während sein Körper sich ebenfalls erhob. »Danke«, sagte er mit einem abwesenden Gesichtsausdruck und verschwand so schnell er konnte nach draußen. Es hatte inzwischen angefangen zu dämmern, und ein eisiger Sprühregen wehte ihm ins Gesicht. Er zerknüllte den Notizzettel in seiner Faust, überließ das kleine Papierknäuel dem Wind und machte sich auf den direkten Weg ins Café Baudelaire.

Als er die Tür aufstieß, durchströmte kalter Zigarettenrauch und abgestandener Alkohol seine Nase. Er war anfangs noch der

einzigste Gast. Zielstrebig ging er zum Tresen und setzte sich auf einen der mit schwarzem Leder überzogenen Barhocker, bei dem an der Seite aus einer aufgerissenen Naht die gelbliche Schaumstoffpolsterung herausquoll. Er fummelte eine ramponierte Zigarettenschachtel und ein chromfarbenes Sturmfeuerzeug aus der Innentasche seines Jacketts und zündete sich eine Zigarette an. Mario, der schlanke, großgewachsene Barkeeper kam wenige Augenblicke später aus der Küche, während er noch an der Schleife einer Kellnerschürze mit Beck's-Logo herumhantierte, die er sich gerade erst umgebunden hatte.

»Laphroaig ... Quarter Cask ... und schenk ordentlich ein«, rief er Mario schon von Weitem zu, ohne ihn zuvor zu begrüßen.

Mario nickte wissend. »Zum Wohl«, sagte er, als er das schwere Glas mit einem wohlwollenden Knall auf dem Tresen abstellte und zu ihm rüberschob.

Genüsslich roch Paul an dem Single Malt Whisky und schwenkte einige Male mit prüfendem Blick das Glas, als ob er irgendetwas aus der Flüssigkeit lesen könnte. Dann setzte er es an seine Lippen, schüttete den Inhalt mit einem Ruck in den Mund, hielt kurz inne, blähte die Backen etwas auf und ließ den Whisky langsam die Kehle hinunterrinnen.

»Und?«, fragte Mario.

»Scheiße«, antwortete er, nachdem er mit einem erlösenden Stöhnen ausgeatmet hatte.

»Du siehst auch verdammt mitgenommen aus, mein Lieber. Was is'?'«

Er popelte an einer der zahlreichen Schnitzereien herum, mit denen sich im Laufe der Jahre gelangweilte oder übermütige Gäste in der massiven Holzoberfläche des Tresens verewigt hatten. Ohne aufzuschauen, gab er eine Antwort. »Meine Leber macht Zicken.«

Mario setzte einen gespielt strengen Tonfall auf. »Mach keinen Scheiß, mein Umsatz schrumpft auch so immer mehr.«

Er hob grinsend den Kopf und schob das leere Glas in Richtung Mario über den Tresen. »Darauf trink ich noch einen.«

»Warst du beim Dok?«

»Ja, sicher, die alte Kurpfuscherin hat mir empfohlen, einen Facharzt für Gastrooooo ... na, jedenfalls hat sie mir empfohlen, einen für meine Gedärme, einen für meine Lunge und außerdem einen Seelenklempner aufzusuchen.«

»Alle wegen deiner Leber?«, fragte Mario und schob ihm ungläubig das nachgefüllte Glas zurück.

Er nickte und griff sich den Scotch. »Vor allem wegen dem hier«, sagte er und hob grinsend das Whiskyglas etwas weiter in die Höhe. »Und wegen dem hier«, fügte er noch hinzu. Diesmal hob er die andere Hand etwas an, in der zwischen seinen Fingern eine Zigarette vor sich hinqualmte.

»Das ist doch der totale Schwachsinn«, dozierte Mario. »Danach bist du dann kränker als je zuvor, weil du dir bei einem dieser Quacksalber irgend so 'n Scheiß Virus einfängst. Außerdem verzapft dir da eh jeder was anderes. Frag zehn Weißkittel dieselbe Frage, und du bekommst zehn verschiedene Diagnosen, jede Wette! Mach einfach mal ein bisschen langsamer, mein Lieber, dann wird das schon wieder.«

»Ab morgen«, antwortete er und setzte erneut das Glas an. Es war klar, dass Mario als Pächter des Baudelaires nicht daran interessiert sein konnte, einen seiner umsatzträchtigsten Gäste zur Abstinenz zu überreden.

Allmählich füllte sich die Kneipe, und bald trank er nicht mehr alleine. Im Baudelaire fand man immer jemanden, wenn es etwas zu feiern gab. Genauso leicht fand man auch Leidensgenossen, mit denen man sich betrinken konnte.

Als er in der Menschenmenge Steffi entdeckte, erfasste ihn für einen Augenblick ein Gefühl der Vertrautheit. Er erinnerte sich an die schöne Zeit mit ihr, kurz nachdem Isabelle ihn mit Lisa verlassen hatte. Aber Steffi hatte sich bald wieder von ihm

abgewandt, als sie nach wenigen Monaten Beziehung bemerkt hatte, dass er nicht nur übermäßig trank, um über den Trennungsschmerz von Frau und Tochter hinwegzukommen, sondern, dass er immer irgendeinen Grund fand, um zu trinken. Aber er war nie bössartig oder gar handgreiflich ihr gegenüber geworden, und so hatten sie es geschafft, Freunde zu bleiben.

»Hallo, meine Sonne«, begrüßte er Steffi mit einem Kuss auf jede Wange. »Du riechst heute aber wieder verführerisch.«

Sie blickte ihn nachdenklich an. Ihr war seine Anstrengung nicht entgangen, als er versucht hatte, seine Bedrücktheit mit einem kleinen Kompliment zu überspielen. Er wusste, dass seine traurigen Augen ihr weh taten. Gleichzeitig liebte sie aber auch seinen traurigen Blick, hatte ihn schon immer geliebt, hatte oft von diesem melancholischen Ausdruck seiner braunen Augen geschwärmt, der seinen kantigen Gesichtszügen diese bezaubernde Sanftmütigkeit verlieh. Sicher, er war etwas rundlicher um die Hüften geworden, aber er hatte immer noch diese sehnigen Arme und kräftigen Hände, deren Zärtlichkeit Frauen zu schätzen wussten.

»Was ist mit dir?«, fragte sie besorgt.

Er blicke Steffi an, ohne ein Wort zu sagen.

»Stimmt was nicht?«

Er hatte sichtlich Mühe damit, seinen Blick nicht abzuwenden.

Steffi verzog für einen Augenblick das Gesicht. »Lass dir doch endlich von jemandem helfen«, sagte sie so laut, dass sich einige Köpfe in ihre Richtung drehten.

»Ich bin krank.«

»Und wie lange hält diese Einsicht an?«

»Nein, ich meine ...«

»Ich muss jetzt los, Paul. Sehen wir uns morgen?«

»Was?«

»Rickys Party, er wird morgen vierzig!«

»Ja ... klar ... sicher.«

»Ich freu mich«, sagte sie, umarmte ihn flüchtig und verließ das Baudelaire.

Er trank an diesem Tag um einiges schneller als sonst. Trotz seines täglichen hohen Alkoholkonsums kam es nur selten vor, dass er sich bis zur Besinnungslosigkeit betrank. Aber heute war ein besonderer Tag. Heute war die Gefahr groß, dass es soweit kommen würde. Heute musste er die lästigen Gedanken an diesen unseligen Arztbesuch so schnell wie möglich aus seinem Kopf spülen. Da er in dieser Nacht nicht alleine sein wollte, versuchte er zu flirten. Aber er war nicht sonderlich erfolgreich. Er war auch nicht wirklich zum Flirten aufgelegt, eigentlich nicht einmal zum Reden. Trotzdem hatte er plötzlich eine ungeheure Sehnsucht nach menschlicher Nähe und Geborgenheit. Er brauchte jetzt irgendeine Frau, mit der er sich unter der Bettdecke verkriechen konnte; eine Frau, in die er sich selbst voll und ganz verkriechen konnte. Für einen Augenblick kam ihm der Gedanke, Steffi anzurufen. Aber er hatte schon zu viel getrunken. Steffi fand betrunkene Menschen abstoßend. Selbst wenn sie wollte, würde sie es nicht fertigbringen, mit ihm unter eine Bettdecke zu kriechen, wenn er aus allen Poren nach Alkohol und Zigarettenrauch stank.

Die Gesichter der Menschen, die noch im weiteren Verlauf dieses Abends und der Nacht in sein Bewusstsein drangen und mit denen er belanglose Sätze austauschte, verblichen mit zunehmendem Alkoholspiegel. Schließlich hing er irgendwann als einer der letzten Gäste lallend am Tresen, und nachdem er zwei weitere Gläser Scotch in sich hineingeschüttet hatte, verließ er torkelnd das Baudelaire. Draußen im Freien benötigte er zuerst eine geschlagene Minute, um sich einigermaßen zu orientieren, denn die eisige Berliner Nachtluft dieses ersten Dezembertages machte ihn benommen, als wäre er gegen eine Wand gelaufen. Mit starker Schlagseite hatte er sich schließlich auf den

Heimweg zu seiner Wohnung gemacht, die keine fünf Minuten vom Baudelaire entfernt war ...

Was danach passiert war, hatte der Alkohol offensichtlich vollständig aus seinem Speicher gelöscht. Oder war es dieser Schlag auf den Hinterkopf gewesen, den er irgendwo auf dem Heimweg abbekommen haben musste? Wahrscheinlich beides zusammen. Weiß der Teufel! Jedenfalls konnte er sich von dem Zeitpunkt an, als er das Baudelaire verlassen hatte, an nichts mehr erinnern, so sehr er auch in seinem Gedächtnis wühlte und bohrte.

Außer an dieses quälende Bild in seinem Kopf – an dieses schreiende Mädchengesicht, das aus irgendeinem Grund Todesängste ausgestanden haben musste.

## 4. Kapitel

Obwohl seit 1992 in der Bundesrepublik Deutschland die stillschweigende Übereinkunft gilt, keine Experimente mehr an Menschenaffen durchzuführen, wurden im Privatinstitut für Hirnforschung in Berlin-Adlershof, versteckt in den gekachelten und in künstlichem Licht gehaltenen Kellerräumen, Tierversuche an Schimpansen vorgenommen, die jedoch nur wenigen Mitarbeitern des Instituts bekannt waren.

Diese Mitarbeiter trafen sich zum selben Zeitpunkt, als Paul Amon angestrengt damit kämpfte, seine Erinnerungslücken zu füllen, zu einer kurzfristig einberufenen Besprechung. In dem für zwanzig Personen konzipierten Besprechungsraum im obersten Stockwerk des fünfgeschossigen Gebäudekomplexes wirkten die vier Teilnehmer etwas verloren. Der Leiter der Abteilung *Neuro- und Verhaltensbiologie*, Professor Richter, blickte in Gedanken versunken und mit starrer Miene auf das Deckblatt des Forschungsberichts, den er vor sich auf dem Tisch abgelegt hatte. Seine drei Mitarbeiter, Dr. Peter Kalinski, Dr. Ramona Gallio und Frank Reichenau, die alle gegenüber an der Längsseite des Tisches Platz genommen hatten, warteten schweigend darauf, den Grund für dieses unplanmäßige Treffen zu erfahren. Die drei Neurowissenschaftler hatten schnell erkannt, welches Dokument die gesamte Aufmerksamkeit des Professors fesselte. Die Schriftzüge auf dem Deckblatt waren deutlich zu erkennen:

### ***B.R.A.I.N.***

*(Behavior Reconditioning of Associative Interlaced Neurons)*

*Status Report v3.5*

Den Bericht hatte Kalinski, der Projektleiter des dreiköpfigen Teams, erst vor wenigen Tagen fertiggestellt. Er dokumentierte den Stand ihrer aktuellen Forschungen. Kalinski war von Beginn

an der leitende Kopf dieses Forschungsprojekts gewesen, und er war auch derjenige gewesen, der auf den Projektnamen B.R.A.I.N. gekommen war. Stolz wie ein Kind hatte er sich gefühlt, als ihm die fünf doppeldeutigen Initialen eingefallen waren, die für die englische Übersetzung der deutschsprachigen Projektbezeichnung *Verhaltensveränderung durch Neukonditionierung von Neuroassoziationen* standen.

Langsam hob der Professor den Kopf und schaute in die Runde, um die Gemütsverfassung seiner Mitarbeiter zu sondieren. »Ich hatte vor wenigen Minuten ein äußerst unangenehmes Telefongespräch ...« Der Professor stockte, strich sich mit der Hand mehrmals durch seinen Vollbart und atmete dabei seufzend durch die Nase ein und aus. Den muffigen Eigengeruch, den seine krausen, grauen Barthaare absonderten, nahm er dabei schon lange nicht mehr wahr. Unvermittelt nahm sein Gesichtsausdruck einen äußerst entschlossenen Zug an. »Um es kurz zu machen, wir benötigen positive Ergebnisse, ansonsten werden uns die Investoren den Geldhahn zudrehen.«

Allein der Gedanke, das Projekt könnte vorzeitig beendet werden, ließ Kalinski das Blut in den Kopf schießen. »Niemals, nicht wahr, unter gar keinen Umständen!« Kalinski schnellte von seinem Stuhl hoch. Die stechenden Rückenschmerzen, die ihn schon den ganzen Vormittag über wieder gequält hatten, gaben seiner Wut noch zusätzlichen Nährboden. »Wir sind kurz vor dem Durchbruch, nicht wahr, wir werden nicht aufgeben ... nicht so kurz vor dem Ziel!«

Professor Richter wurde bissiger im Ton und fixierte Kalinski mit eisigem Blick, der sich daraufhin mit schmerzverzerrtem Gesicht wieder auf seinen Stuhl zurücksetzte. »Tatsache ist, dass in diesem Jahr bereits sieben Tiere umgekommen sind. Die Schweinerei, die der Schimpanse in der vergangenen Nacht mit einem Ast veranstaltet hat, zeigt doch unmissverständlich, wo wir momentan stehen.«

Der Professor hatte am frühen Morgen den Affen als Erster entdeckt. Jetzt, als die Erinnerung an dieses Bild wieder aufblitzte, verzog er angewidert das Gesicht, als ob er versehentlich in ein verdorbenes Lebensmittel gebissen hätte. Dann richtete er das Wort wieder demonstrativ an alle drei Wissenschaftler, deren Augen ihm unverkennbar verrieten, welchen enormen Gefühlsregungen sie momentan ausgesetzt waren. »Die Konkurrenz schläft nicht, Sie wissen so gut wie ich, dass weltweit an ähnlichen Programmen geforscht wird. Das Einzige, was für uns zählt, sind greifbare Erfolge; Erfolge, die uns weiterbringen ... und diese sind dem Bericht leider nicht zu entnehmen.«

»Professor Richter, wir sind ganz nah dran, glauben Sie mir«, mischte sich nun Ramona Gallio ein, die als Fachärztin für Psychiatrie und Neurologie und mit ihrer langjährigen Erfahrung, die sie in verschiedenen Suchtkliniken gesammelt hatte, für dieses Projekt unentbehrlich war.

Der Professor mochte diese adrette Frau, Mitte vierzig, mit einer leicht molligen, aber anregend weiblichen Figur und einem sinnlichen Gesicht, das von schulterlangen, glatten und schwarz glänzenden Haaren mit strenger Eleganz zur Geltung gebracht wurde. Wie schon so oft zuvor bei früheren Sitzungen erappte er sich auch jetzt wieder dabei, wie er sich für einige Momente diese prachtvolle Frau nackt vorstellte.

Erneut strich sich der Professor durch seine krausen Barthaare und versuchte sich wieder auf das Wesentliche zu konzentrieren. »Frau Dr. Gallio, Glaube nützt hier leider gar nichts. Hinter unseren Investoren stehen nun mal Industrien, für die ausschließlich der wirtschaftliche Erfolg zählt.«

»Eben genau deshalb wäre es doch geradezu töricht nach dem Aufwand und den Summen, die bereits investiert wurden, jetzt, kurz vor dem Ziel, aufzugeben«, erwiderte Ramona, die Mühe hatte, sich unter Kontrolle zu halten, obwohl sie es gewohnt war, auch ihre eigenen Gefühle mit analytischer Distanz zu

betrachten.

»Das ist nicht meine und auch nicht Ihre Entscheidung ... Außerdem, wer redet hier von aufgeben? Hören Sie zu, hören Sie genau zu, was ich Ihnen zu sagen habe.« Professor Richter schaute kurz auf den Bericht, klopfte ein paar Mal mit der flachen Hand Gedanken suchend auf den gebundenen Papierstapel, schaute wieder in die Runde und fuhr fort. »Vom heutigen Tag an haben Sie noch genau ein Jahr Zeit, das Problem in den Griff zu bekommen; sollte Ihnen das nicht gelingen, wird das Projekt definitiv zu Ende sein ... zumindest wird es für *Sie drei* zu Ende sein.«

Kalinski schnellte erneut vom Stuhl auf und schritt zu dem großen Fenster, während er schweigend den Kopf schüttelte. Seine schlaffen Schultern hingen weit nach unten, mehr noch als sie es aufgrund seines buckligen Oberkörpers gewöhnlich schon taten. Die vor Wut glasig gewordenen Augen des klein gewachsenen Forschers blickten durch die großzügige Glasfront hinaus auf den Technologiepark, ohne einen bestimmten Punkt zu fixieren. Allmählich kehrte sich sein Blick nach innen, und er begann mit erzwungener Konzentration damit, sich bereits mit einer Lösung für dieses Ultimatum zu beschäftigen.

»Das ist doch lächerlich«, keifte Frank Reichenau, der als Bioinformatiker federführend an der Entwicklung bahnbrechender, neurobiologischer Messverfahren mitgewirkt hatte, die weltweit für Aufsehen in der Fachwelt gesorgt hatten. Professor Richter hatte ihn daraufhin vor knapp vier Jahren mit einer großzügigen Einmalzahlung und einem üppigen Gehalt zum B.R.A.I.N.-Projekt gelockt, und dies hatte sich als Glücksgriff herausgestellt; denn Frank Reichenau beherrschte die komplexen medizinischen Apparaturen wie kein anderer. Reichenau spitzte für den Bruchteil einer Sekunde die Lippen, bevor er weiterredete: »Wir sind kurz vor einem weltbewegenden Durchbruch in den angewandten Neurowissenschaften, das zeichnet sich doch

deutlich ab ... das müssen Sie doch sehen?«

Der Professor ignorierte Reichenau und richtete seinen Blick stattdessen erneut auf den Bericht. »Ich habe nicht mehr zu sagen, als ich Ihnen bereits mitgeteilt habe.« Für einen Moment fixierte er aus den Augenwinkeln heraus Kalinski, der immer noch regungslos an der Glasfront stand. Dann richtete er seine Augen auf die beiden Wissenschaftler, die ihm noch gegenüber-saßen. »Sie haben in diesem verbleibenden Jahr meine volle Unterstützung und auch weiterhin die finanziellen Mittel wie gewohnt zur Verfügung. Mir wurde sogar signalisiert, dass man das Budget für dieses Jahr deutlich erhöhen könnte, falls dies aus nachvollziehbaren Gründen notwendig sein sollte. Sie sehen also, man setzt weiterhin Vertrauen in das Team.« Professor Richter griff sich den Zwischenbericht, stand auf und schritt energisch zur Tür. Seine Hand umklammerte bereits die Klinke, als er sich nochmals umdrehte. »Mir ist es vollkommen egal, mit welchen Mitteln Sie hier zum Erfolg kommen. Seien Sie kreativ, versuchen Sie neue Wege zu gehen, riskieren Sie was, machen Sie, was Sie wollen ... Hauptsache, Sie erzielen den gewünschten Erfolg. Ich denke, Sie verstehen, was ich damit sagen will.« Dann öffnete er die Tür und ließ die drei Neuro-wissenschaftler, ohne sich zu verabschieden, in dem Bespre-chungszimmer zurück.

Eine Ewigkeit herrschte Totenstille. Jeder hatte mit sich selbst zu kämpfen, um diese überraschend eingetretene Situation zu verdauen. Jeder von ihnen hatte seine eigenen Gründe, warum er sich plötzlich so bedroht und in seinen Grundfesten erschüttert fühlte.

»Der hat sie doch wohl nicht mehr alle!«, brüllte Reichenau plötzlich los, »diesem ignoranten Opportunisten haben sie doch ins Hirn geschissen.«

»Frank, bitte«, versuchte Ramona ihn zu beruhigen.

»Ach, das gibt es doch einfach nicht«, brauste es jetzt nur

noch mehr aus ihm heraus. »Die Therapie ist doch im Prinzip bereits erfolgreich, das muss doch selbst er begreifen.«

Natürlich hatte Reichenau recht damit, dachte Ramona, während sie weiterhin mit einem Ohr den immer stärker werdenden Hasstiraden ihres Kollegen lauschte. Denn im Prinzip waren ihre Versuche mit den Menschenaffen tatsächlich erfolgreich: Sie hielten die Schimpansen monatelang in einem Zustand von ständigem Durst und Hunger und konditionierten somit bei den Primaten – durch die gezielte Gabe raffiniert dosierter Alkoholmengen und Nahrung – eine hochgradig psychische Alkoholabhängigkeit, um sie dann später innerhalb weniger Stunden mit ihrer Therapie wieder zu heilen. Das einzige Problem, das sie noch hatten, offenbarte sich immer erst einige Wochen nach der erfolgreichen Behandlung: Wenn sich die Tiere aus unerklärlichen Gründen plötzlich grausam zu Tode verstümmelten.

»Schluss!« Kalinski brachte Reichenau abrupt zum Schweigen. »Treffpunkt ist morgen Punkt acht Uhr hier im Institut. Macht euch bis dahin Gedanken, wie wir die Ursachen-suche der Nebenwirkungen beschleunigen können«, sagte er und verließ den Raum.

## 5. Kapitel

Paul hatte nicht darauf geachtet, wie lange er unter der heißen Dusche gestanden hatte, aber die verschrumpelte Haut an seinen Händen und Füßen verriet ihm beim Abtrocknen, dass es lange gewesen sein musste. Es war jetzt kurz nach 22 Uhr. Er hatte lange gebraucht, um den Schock zu verdauen, als er vor dem Duschen sein Hemd in der Badewanne entdeckt hatte. Woher kam dieses viele Blut? So groß war die Wunde doch gar nicht! Obwohl, dachte er, aus so einer Platzwunde am Kopf konnte ganz schön was rauslaufen, und das sah dann auch meistens viel schlimmer aus, als es tatsächlich war, und so ein blutüberströmtes Gesicht machte den Menschen auch immer fürchterliche Angst. Paul erinnerte sich an ein Fußballspiel, als er noch in der B-Jugend seines Münchner Vorortvereins spielte und während eines Kopfballduells mit einem Abwehrspieler zusammenprallte und blutüberströmtes das Spielfeld verlassen musste. Er wollte unbedingt weiterspielen, und die Betreuer und der Schiedsrichter konnten ihn nur mit großer Mühe davon abhalten. Damals hatte er auch geblutet wie ein angestochenes Schwein, aber es war dann doch halb so schlimm gewesen, und die Wunde war nicht einmal genäht worden.

Immer wieder hatte er unter den dampfenden Wasserstrahlen vorsichtig die Platzwunde am Hinterkopf abgetastet und sich gefragt, wie er zu dieser Verletzung gekommen war. Aber es kam einfach nichts, nicht die geringste Erinnerung kehrte in sein Bewusstsein zurück, und diese Gedächtnislücke jagte ihm eine gärende Angst ein. Aber wahrscheinlich, sagte er sich, war er einfach nur irgendwo gegengestoßen oder gestolpert ...

Äußerlich war Paul nun wieder hergestellt: rasiert, eingecremt, Zähne geputzt; seine fast schulterlangen, schwarzen Haare, die noch ungewöhnlich voll und kräftig waren für einen vierzigjährigen Mann, hatte er durchgekämmt und mit etwas Gel

wieder gelockert, sodass ihm einige Haarsträhnen frech ins Gesicht hingen. Er hatte frische Unterwäsche, Jeanshose und ein Hemd angezogen. Im Gegensatz zum Tag zuvor hatte er sich heute ein dunkelbraunes Hemd aus dem Kleiderschrank genommen, in dem einige Dutzend einfarbige Hemden akkurat gebügelt in Reih und Glied aufgehängt waren. Paul betrachtete erneut das Hemd in der Badewanne. Am Hemdkragen war kaum noch eine weiße Stelle zu erkennen. Das Blut war eingetrocknet und dunkelrot, an manchen Stellen verkrustet und fast schwarz. Normalerweise sammelte er seine gebrauchten Hemden zwei bis drei Wochen und brachte sie dann zum Waschen und Bügeln in die Reinigung.

*Das hier nicht, das muss weg, schnell weg!*

Er stopfte das Hemd in eine Plastiktüte, die er zusammenrollte und mit einem Gummiband fixierte. Im Flur schleuderte er die Tüte in Richtung Wohnungstür, ging dann in die Küche, setzte sich an die Kücheninsel und goss sich einen großzügigen Scotch ein. Er leerte das Glas in einem Zug. Das anfängliche Brennen in Hals und Magen verwandelte sich schnell in eine wohltuende Wärme. Er kippte sich noch einen hinterher, warf sich eine weitere Ibuprofen ein und verließ, zusammen mit seinen nagenden Gewissensbissen, der Plastiktüte mit dem Hemd und einer Flasche seines besten Barolos, die Wohnung.

## 6. Kapitel

Die Bässe hämmerten gegen das flaue Gefühl in seiner Magengegend, als sich die Tür öffnete.

»Hi Paul!«, brüllte Ricky.

»Alles Gute zum Geburtstag«, schrie Paul zurück und streckte ihm den Barolo entgegen, »mir fiel leider nichts Besseres ein.«

»Hey Alter, ich weiß einen guten Tropfen immer zu schätzen«, brüllte Ricky noch etwas lauter als zuvor und nahm Paul die Flasche ab, »komm rein.«

Paul schaute sich um. Er war schon einige Male hier gewesen, aber heute wirkte das Loft durch die zahlreichen Menschen größer als sonst. Die Boxen spuckten Technomusik aus, und die ganze Meute schien sich wie ferngesteuert im selben Rhythmus zu bewegen.

»Wenn da mal nicht die ganze Baracke einstürzt«, witzelte Paul.

Ricky reagierte nicht. Er stierte bereits Richtung Tanzfläche. Plötzlich schien er sich jedoch wieder daran zu erinnern, dass Paul neben ihm stand, und er drehte sich nochmals kurz zu ihm um. »In der Küche gibt's Futter, Wein und kühles Bier, in der Kiste Härteres«, brüllte Ricky und zeigte dabei auf eine riesige, alte Holztruhe mit schweren Eisenbeschlägen, deren Deckel hochgeklappt war und in der unzählige Spirituosenflaschen standen. Im selben Augenblick marschierte Ricky einer vor Freude kreischenden Schwarzhaarigen entgegen, die sich wie im Rausch – ähnlich einer wilden Eingeborenen – in Ekstase getanzt hatte.

Pauls Augen wanderten zwischen der Schwarzhaarigen und Ricky hin und her. Durch die ständigen abrupten Richtungsänderungen ihres Körpers bekam Paul das Gesicht immer nur kurz zusehen. In diesen kurzen Augenblicken aber, während ihre

langen, verschwitzten Haare um ihren Kopf herumschleuderten, erschien ihr Gesichtsausdruck von einer unendlichen Glückseligkeit erfüllt. Als sie Ricky kommen sah, tapste sie breitbeinig mit rhythmischen Bewegungen und mit offenen Armen auf ihn zu, und ihr Blick ließ keine Zweifel aufkommen, dass sie kurz davor war, das Geburtstagskind auf der Stelle und vor allen Leuten zu vernaschen. Die geht bestimmt ab wie ´ne Rakete, dachte Paul und machte sich auf die Suche nach was zu trinken.

Er ließ seinen Blick durch das Loft streifen. Einige wenige Gesichter kannte er aus dem Baudelaire, aber von Steffi war keine Spur zu sehen. Er entschied sich, mit Rotwein zu beginnen. Als er die überdimensionierte Schiebetür zur Küche öffnete, drehten sich sämtliche Köpfe zu ihm um.

»Mach zu«, hörte er eine Stimme, die zu einem kugelrunden Kopf gehörte, »das ist der einzige Ort, an dem man sich hier einigermaßen unterhalten kann, ohne sich die Lunge aus dem Hals zu schreien.«

Nachdem Paul die Tür betont langsam zugezogen hatte, warf er dem Wichtigstuer, dessen Kopf ihn an einen Mops erinnerte, einen verachtenden Blick zu, woraufhin dieser sich verstört wegdrehte und sich wieder seiner Unterhaltung widmete.

Paul betrachtete die Weinflaschen, die auf dem Küchenbüfett aufgereiht waren. Die Auswahl an Weinen war zwar groß, aber die meisten Flaschen identifizierte er als billige, zusammengesetzte Fuselweine aus dem Supermarkt, bei denen lediglich die Etiketten von Zeitaufwand und Qualitätsbewusstsein zeugten. Er entdeckte einen einigermaßen trinkbaren Bordeaux und schenkte sich ein Glas davon ein. Als er gerade wieder die Küchentür öffnen wollte, blieb er plötzlich wie versteinert stehen. Hatte er richtig gehört? Das hatte er sich doch nur eingebildet, oder?

»... das muss man sich mal vorstellen, keine zwei Minuten vom Baudelaire entfernt, brutal vergewaltigt, direkt vor einem

Hauseingang ...«

Das flaue Gefühl in seinem Magen steigerte sich blitzartig zu einem brennenden Stechen, das senkrecht nach oben schoss und seinen Kopf zum Glühen brachte. Seine weit aufgerissenen Augen starrten ungläubig auf die Holzmaserungen der Schiebetür direkt vor seinem Gesicht.

»... das Schwein hat sie nicht mal in eine dunkle Hofeinfahrt oder so gezerrt. Einfach so, in aller Öffentlichkeit an die Hauswand gedrückt und ...«

*Nein! Bitte nicht! Das darf nicht sein!*

»Kennst du sie?«, riss eine raue Stimme Paul aus den Gedanken.

Ein anderer antwortete: »Weiß nicht, ich habe nur gehört, dass sie wohl noch ziemlich jung gewesen sein soll ... und blond.«

»Haben sie die Sau erwischt?«, fragte eine andere Stimme.

»Es kam anscheinend irgendwann jemand vorbei ... er hat dann eine übergeben bekommen, aber irgendwie ist er wohl davongekommen.«

*Ich bilde mir das alles nur ein. Das kann doch gar nicht sein, ich hab doch in meinem besoffenen Zustand gar keinen mehr hochgekriegt.*

Aber Paul spürte jetzt wieder die Platzwunde an seinem Kopf, und das erinnerte ihn daran, dass es sich hier nicht um bloße Einbildung handeln konnte.

»Und das Mädchen?«, fragte jetzt wieder die raue Stimme.

»Mehr weiß ich auch nicht. Irgendwann kam dann der Notarzt.«

»Eier ab«, erkannte Paul wieder die Stimme des Mops, »Eier ab, ist das einzige Mittel, was bei so jemandem hilft.«

Paul schob die Tür auf und verschwand aus der Küche, ohne die Tür wieder zu schließen. Völlig orientierungslos irrte er durch die tanzende Meute. Der pochende Puls in seinen Schläfen

übertönte die laute Technomusik und drängte sie in den Hintergrund, ließ sie für einige Zeit sogar vollständig verstummen. Irgendwann erreichte er eine Wand, lehnte sich mit dem Rücken daran an und stand minutenlang da, unfähig sich zu regen.

Nur langsam kehrten klare Gedanken zurück. Er wusste nur zu gut, dass er, wenn er zu viel getrunken hatte, manchmal Dummheiten machte. Aber doch nicht so etwas! Niemals! Er war doch keiner dieser animalischen Deppen, die Frauen als eine Art untergeordnete Wesen betrachteten, die man sich jederzeit greifen konnte. Aber er war in dieser Nacht total besoffen gewesen, und er konnte sich an nichts mehr erinnern, an rein gar nichts mehr ... außer an ...

Paul konnte nicht mehr atmen.

*... außer an ein schreiendes Mädchen, gottverdammte Scheiße, an ein schreiendes Mädchengesicht – in Todesangst!!!  
... zwei Minuten vom Baudelaire entfernt, brutal vergewaltigt ...  
noch ziemlich jung war sie und blond ... und die Sau hat eine übergebraten bekommen ...*

Er hatte noch einige Gläser Scotch aus der Truhe benötigt, bis er sich wieder einigermaßen gefangen hatte. Immer wieder ertastete er die verkrustete Wunde an seinem Hinterkopf, während er krampfhaft versuchte sich zu erinnern, aber es kam einfach nichts. Stattdessen drängten sich jetzt andere Erinnerungen in sein Bewusstsein. Bilder, die sich mindestens genauso hartnäckig in seine Gedächtnis geprägt hatten wie dieses schreiende Gesicht. Bilder, die ihn seit seinem elften Lebensjahr verfolgten und die noch heute, fast dreißig Jahre später, präsent waren, als ob es gerade erst passiert wäre. Er blickte jetzt wieder in die entsetzten Augen seines Vaters, der nicht erwartet hatte, dass er seinen Sohn nochmals sehen würde. Er spürte auch wieder seinen Herzschlag, der damals so stechend und schmerzhaft gepocht hatte, als er seinen Vater entdeckt hatte, und er hörte auch wieder sein eigenes Schreien, als er schockiert davonge-

rannt war, um Hilfe zu holen ...

»Hey Paul!«, sagte Steffi und drückte ihm einen Kuss auf die Backe.

Paul zuckte zusammen, als ob ihm eine Wespe in die Backe gestochen hätte.

»Komm, lass uns tanzen.«

»Hallo, meine Sonne ... du bist genau der Mensch, den ich jetzt brauche ...«

»Was? Ich hab dich nicht verstanden!«, brüllte Steffi.

Paul deutete Steffi mit einer Handbewegung an, sie solle mit nach draußen kommen.

»Nee, ich will tanzen, komm!«

»Bitte!«

Steffi verdrehte die Augen, nickte dann aber schließlich und folgte Paul nach draußen. Die Tür war noch nicht ganz zu, da legte sie bereits los. »Mann Paul, was ist denn dir schon wieder über die Leber gelaufen?«

*Eine Zirrrose ...*

»Das ist ´ne Party hier, und auf Partys geht man, um Spaß zu haben.«

»Ich weiß«, sagte Paul und blickte Steffi nervös in die Augen. »Ich würde ja auch gerne Spaß haben, aber ich glaub, ich hab Mist gebaut.«

»Hat das wieder was mit deiner endlosen Sauferei zu tun?«

Paul schwieg.

»Ich sehe es an deinem Blick, dass es was damit zu tun hat.«

Paul versuchte zu antworten, aber die Worte steckten in seinem Hals fest.

»Dein Schweigen macht es auch nicht besser, was willst du damit bezwecken? ... Mitleid, oder was?«

»Nein.«

Einige Sekunden war nur das dumpfe Dröhnen der Bässe zu hören.

Schließlich brach Steffi genervt das Schweigen. »Mann oh Mann, Paul, du solltest dein Leben endlich mal auf die Reihe kriegen, anstatt vor Selbstmitleid zu zergehen ... nein ... nein, ich sage es nicht mehr, ich hab es dir schon tausendmal gesagt ...« Sie schüttelte den Kopf. »Mir ist kalt, ich geh jetzt rein ... du kannst ja nachkommen.«

Pauls Blick sank zu Boden. Die laute Technomusik schallte nach draußen, als Steffi die massive Tür öffnete, bis kurz darauf erneut nur noch leise das dumpfe Dröhnen der Bässe zu hören war. Paul richtete seinen Blick auf die geschlossene Tür. Eine tiefe, schmerzhaft Leere breitete sich in seiner Magengegend aus.

Er hockte sich auf die Treppe und legte das Gesicht in seine Hände. Er hätte heulen können, aber er ließ es nicht zu. Und sofort tauchten wieder die nagenden Schuldgefühle auf, diese Unsicherheit und diese bohrenden Fragen, auf die er keine Antworten fand. Immer wieder diese Erinnerung, dieses schreiende Gesicht. Paul malte sich in Gedanken aus, dass er tatsächlich das getan hatte, was er vermutete, getan zu haben. Er sah, wie er nachher aus der U-Bahn steigen würde und irgendjemand ihn erkannte, mit dem Finger auf ihn zeigte und brüllte: Das ist er, das ist die Drecksau, holt ihn euch! Er sah auch, wie er verhaftet wurde, wie er vor Gericht gestellt und verurteilt wurde, und er sah, wie seine Mitgefangenen diesen »Kinderschänder« spüren ließen, dass er der allerletzte Dreck war und wie sie ihm das Leben im Knast zur Hölle machten.

*Ich hasse es. Ich hasse diesen Alkohol, diesen Teufel mit seiner verlogenen Fratze.*

Er stand auf, steckte die Hände in die Hosentaschen und schlurfte langsam davon. Auch auf dem Weg zur U-Bahn begleiteten ihn die Bilder, und er spielte in diesen Minuten zum ersten Mal ernsthaft mit dem Gedanken, professionelle Hilfe anzunehmen, so wie es ihm die Ärztin am Tag zuvor geraten hatte –

so wie es Steffi ihm schon seit Jahren predigte, und so wie es Isabelle schon vor langer Zeit, noch bevor sie ihm seine Tochter geboren hatte, von ihm verlangt hatte.